

R o m a n

Daniel Zahno

Die Geliebte des Gelatiere



weisbooks.w

# 1

Geboren bin ich an einem elften Elften, und obwohl ich kein Schnapstrinker bin, nehme ich an, dass das kein Zufall ist. Mein Vater nannte mich »Stuccatore«, »Gipser«. Ich weiß nicht, wie er darauf kam, für ihn war ich einfach der Stuccatore, obwohl mich Gipsen nie interessiert hat. Er arbeitete als Bootsführer auf einem Vaporetto, und ich war stolz, wenn ich ihn auf dem Canal Grande am Ruder sah. Meine Mutter half in einem Coiffeursalon in der Via Garibaldi im Sestriere Castello aus. Beide waren als junge Leute vom Festland nach Venedig gezogen, um hier ihr Glück zu versuchen.

In meiner frühen Kindheit bestand dieses Glück aus einer winzigen Zweizimmerwohnung im zweiten Stock eines braunroten Hauses am Rio della Misericordia. Es war ruhig, hatte ein Gärtchen und einen Innenhof. Von der Waschküche ging eine Türe auf den Innenhof, und wenn meine Mutter wusch, saß ich auf dem Treppenabsatz oder schoss den Ball gegen die

modrigen Mauern, während im Hof der Duft frischer Wäsche aufstieg.

Im Cannaregio, wo ich aufwuchs, lebten die einfachen Leute. Die Nachbarn, mit denen wir zu tun hatten, waren Maurer, Konditoren, Gelatieri. Anwälte, Lehrer oder Ärzte wohnten anderswo. Wir lebten am äußersten Rand Venedigs, ganz im Norden, »fora dal mondo«, außerhalb der Welt, wie selbst die Venezianer sagten. Gondeln gab es hier keine, Touristen verirrteten sich selten hierher. Was mit Sicherheit kam, war nur das Wasser.

Vor dem Haus hatten wir ein kleines hellblaues Holzboot. Wenn Venezia am Wochenende nicht im Penzo spielte, fuhren wir damit in die Lagune hinaus. Manchmal fuhren wir auch einfach durch die Stadt, wobei mein Vater am liebsten den Rio del Santissimo ansteuerte, der unter der Kirche von Santo Stefano durchführt, um dort *Pope hoi* in die Luft zu schmettern, während gerade die Messe gelesen wurde.

Das war die Welt meiner Kindheit – das Leben mit dem Wasser, auf dem Wasser, auf Tausenden von Pfählen, umspült von Wellen, ein ständiges Schwanken, Schwappen und Schaukeln. Wir führten ein nahezu nautisches Leben, waren tief im Herzen alle irgendwie Matrosen, Seefahrer, Seefrauen, auch wenn keiner von uns schwimmen konnte. Als ich zum ersten Mal Festland betrat – ich war damals fünf Jahre alt –, war das ein Schock. Ich hatte gedacht, dass alle Leute so lebten wie wir. Ich sah keinen Reiz darin, mit Autos auf Straßen zu fahren oder in Hochhäusern zu wohnen.

Aber nicht nur meine ersten Gehversuche auf dem Festland waren schwierig. Auch die erste Zeit in der Schule setzte mir zu. Ich musste lernen, dass das ein ganz anderes Terrain war, eine Art »Terraferma« des Sozialen. Meine Klassenkameraden waren größer, stärker und lauter als ich. Von Anfang an war

ich ein Außenseiter. Ein typisches verzogenes Einzelkind, das war das Bild, das die anderen von mir hatten. Allein das Wort *Einzelkind* verletzte mich – als ob es eine Krankheit wäre, alleine aufzuwachsen; als ob man nicht ganz normal wäre, wenn man ohne Geschwister aufwuchs; als ob man davon einen bleibenden Schaden davontragen müsste. Dabei sprach man ja auch nicht von *Mehrfachkindern*. Aber das zählte nicht. Was zählte, waren Eigenschaften, die in den Augen meiner Kameraden untragbar waren. Viel zu zerbrechlich und kränklich. Viel zu ruhig und zurückhaltend. Viel zu klein und zu schwach. Alles andere als ein Stuccatore.

Erst als die Tochter eines Amerikaners und einer Römerin in unsere Klasse kam, veränderte sich meine Situation. Weil ich in den meisten Fächern besser als die anderen war, wurde sie neben mich gesetzt. Ich sollte mich um sie kümmern und ihr helfen, wenn sie nicht mitkam. Ich war gar nicht begeistert. Ich war in einem Alter, wo man mit Mädchen nichts zu tun haben wollte, wo es unmöglich war, neben einem Mädchen zu sitzen. Ich fürchtete den Spott der anderen Jungen, fürchtete, als »Mädchenschmecker« verschrien zu werden, was das Übelste war, was einem angehängt werden konnte, übler noch als »Einzelkind«.

Aber die Neue war auch ein Einzelkind. Und obwohl ich erst skeptisch, ja abweisend war, mich tollpatschig und unsicher benahm, verstanden wir uns nach anfänglicher Verkrampfung immer besser. Sie hieß Noemi. Ihr Italienisch hatte einen amerikanischen Akzent, der etwas Anziehendes hatte. Sie war feiner und raffinierter als die anderen. In Manhattan geboren, in Brooklyn aufgewachsen, hatte sie von der Welt schon mehr gesehen als wir alle zusammen. Sie wirkte fragil, nervös und kränklich, aber ihre strahlenden Augen und ihr Lächeln nahmen mich rasch für sie ein. Auch auf die Gefahr hin, als *Mäd-*

*chenschmecker* dazustehen, tat ich alles, damit sie sich schnell zurecht fand.

Dass ich zurückhaltend und schüchtern war, schien sie nicht zu stören. Nach einer ersten Phase des Kennenlernens bekam ich das Gefühl, dass sie mich mochte. Ich glaube, sie bewunderte mich, auch wenn mir nicht klar war, warum. Vielleicht bewunderte sie mich nur, weil ich im Rechnen oder Schreiben ein bisschen weiter war als die anderen. Aber ich denke, so banal war es nicht. Es lag eine verborgene Zärtlichkeit in ihren Blicken und Gesten. Endlich hatte ich einen Freund in der Klasse. Dass es ein Mädchen war, störte mich nicht mehr.

Noemi wurde von der Klasse reserviert aufgenommen. Man respektierte sie, weil sie etwas Vornehmes ausstrahlte. Da sie fließend Englisch sprach, fühlten sich manche unterlegen und verunsichert. Sie war immer freundlich, trotzdem fanden die meisten sie kühl, hochmütig und arrogant. Sie war nicht das, was ein Mädchen aus dem Cannaregio zu sein hatte. Es tat mir weh, dass die anderen sie nicht ins Herz schlossen, aber irgendwie war es mir auch recht, denn so konzentrierte sie sich umso mehr auf mich.

Meist gingen wir nach der Schule zusammen nach Hause. Sie wohnte ganz in der Nähe. Manchmal besuchte sie mich, aber nur, wenn meine Eltern nicht da waren. Ich weiß nicht, ob aus Schüchternheit oder Intuition. Wenn meine Mutter aus dem Fenster schaute, kam sie auf keinen Fall mit hoch. Auch zu ihr nach Hause durfte ich nie, wahrscheinlich, weil ihre Mutter meist daheim war.

Ich war oft krank, was meine Mitschüler auf den Schaden zurückführten, den ich als Einzelkind haben musste, und meine Lehrer zu penetranten Anrufen bei meinen Eltern verleitetete. Nachdem man mir im *Ospedale Civile* die Mandeln entfernt hatte, lag ich einige Tage zu Hause im Bett. Natürlich

hatte ich vor der Operation große Angst gehabt. Ich kann mich erinnern, wie ich, an Händen und Füßen an einen Stuhl festgurgeltet, einen orangen Luftballon gezeigt bekam, nach dem ich greifen wollte, die Farbe hatte ich zuvor auswählen dürfen und hatte mich für meine zweitliebste Farbe entschieden. Ich griff also nach dem Ballon, und während ich griff, presste mir eine Hand von hinten eine Maske auf das Gesicht, aus der Gas strömte, so dass ich keine Luft mehr bekam, in Panik geriet, mich loszu trampeln versuchte und dachte, die bringen mich um. Die Operation verlief nach Plan.

Auf dem Wassertaxi zurück an den Rio della Misericordia kotzte ich, was meine Mutter beschämte. Auch zu Hause hatte ich weiter Brechreiz und Halsweh. Mein Vater witzelte, ich müsse aufpassen, dass ich nicht ins *Ospedale degli Incurabili* käme, ins Hospiz der Unkurierbaren, dessen Name mich immer so erschreckt hatte, dass ich nie gewagt hatte, auch nur daran vorüberzugehen. Irgendwie hingen für mich die Wörter »Incurabile« und »Einzelkind« zusammen, auf andere Weise allerdings, als meine Mitschüler dachten.

An einem dieser Nachmittage nach der Operation, als Vater seinen Vaporetto steuerte und Mutter im Coiffeursalon arbeitete, besuchte mich Noemi. Der Arzt hatte mir geraten, ich solle viel Eis essen, das sei gut gegen das Halsweh, und so brachte sie zwei riesige Gelati mit, das eine mit Zitrone und Orange, das andere mit Vanille und Stracciatella. Weil ich Vanille über alles liebte, nahm ich die Waffel mit dem Vanilleeis. Sie hatte gewusst, dass ich Vanille nicht widerstehen konnte und auch Stracciatella besonders mochte. Ich fand, dass auch sie nach Vanille roch, aber das hätte ich ihr natürlich nie gesagt.

Ich saß aufrecht in meinem Bett, Noemi auf einem Stuhl daneben. Wir freuten uns an dem Eis, und sie freute sich über